

Chiara Santucci Ganzert

Präsentation der Werke italienischer Künstler inspiriert durch den Roman
von Italo Calvino

„LE CITTÀ INVISIBILI - DIE UNSICHTBAREN STÄDTE“

am 19.10.10 im Italienischen Generalkonsulat

Ich freue mich, dass das Konsulat diese Präsentation organisiert und dazu eingeladen hat, denn die Werke dieser Künstler verdienen es, nochmals gezeigt zu werden, zumal sie durch eines der schönsten Bücher von Italo Calvino inspiriert worden sind: „Le città invisibili“- „Die unsichtbaren Städte“. Die eigentliche Ausstellung hat zwar im Frühjahr, in Zusammenhang mit dem Festival der Philosophie stattgefunden und daran hatten sich Künstler aus verschiedenen Nationen beteiligt, während wir heute nur „italienische“ Werke vorstellen, dafür ein paar mehr als im April-Mai in der Galleria Gallo Nero der Fall war. Außerdem ist das Thema der diesjährigen Settimana della Lingua Italiana nel mondo nicht weniger zur Ausstellung passend: L'Italiano nostro e quello degli altri (=Unsere Sprache und die der Anderen). Und wer hat sich mehr mit der Sprache der Anderen auseinandergesetzt als Calvino, der sich ganz besonders in diesem - im wahrsten Sinne des Wortes - fantastischen Roman dieser Thematik angenommen hat und dem Orient eine Sprache gegeben hat? Und nicht weniger haben diese italienischen Künstler geleistet, indem sie – mit ihren ebenfalls fantastischen Interpretationen dieses Buches - in der Lage gewesen sind, sogar unsichtbaren Städten eine Art Stimme zu verleihen. Das Zusammenspiel dieser nur anscheinend so unterschiedlichen Elemente ist aber so bunt, vielfältig und vor allem fruchtbar gewesen, dass ich diese Präsentation unter dem Zeichen der Fruchtbarkeit schlechthin setzen möchte: dem Granatapfel, den Assunta Verrone in wunderbar fröhlich-leuchtenden Farben gemalt hat. Sie wissen, dass seit der Antike der Granatapfel sowohl in der ägyptischen, als auch in der griechischen Kultur der Granatapfel eine große Rolle gespielt hat – er war, nur z.B., das Attribut der Aphrodite

Viel bescheidener wird im Vergleich dazu meine Vorstellung sein, denn ich bin keine Kunstkritikerin, insofern bitte ich die Künstler um Nachsicht, dass ich nur am Rande auf ihre Werke eingehen und mich mehr auf die Deutung des ausstellungsanregenden Buches von Italo Calvino konzentrieren werde, wobei auch das mir am Anfang Sorgen bereitet hat. Ich fürchtete nämlich, keinen roten Faden zwischen den Werken, die wir gleich sehen werden und dem Roman von Calvino zu finden, der wiederum durch die für ihn typischen Allegorien, Metaphern und Fantasien geprägt ist. Die erste Frage, die ich mir gestellt habe, war: kann man die Reise des Marco Polo (die im 13. Jahrhundert stattfand!) von Venedig nach China ins Heute versetzen und in Bildern nacherzählen, die in

unseren zeitgenössischen, realen Städten entstanden sind, während Calvino uns auf eine Reise mitnimmt, deren Route durch undefinierte Landschaften geht, durch fantastische Länder, allegorische Dörfer, uralte Metropolen, die sich mal im Himmel, mal auf Erde, mal aber auch im Reich der Toten, im Jenseits befinden? Genauso verhält sich auch mit den Zeiten: Manchmal sind wir im Heute, noch öfter aber in der Vergangenheit, bzw. in einer zeitlosen Ära. Hinzu kommt, dass „Le città invisibili“ (eben: „Die unsichtbaren Städte“) 1972 geschrieben wurde. Inzwischen sind also fast 40 Jahre vergangen und in unseren Städten, aber auch in unseren Köpfen hat sich viel getan. In der Architektur, Urbanistik, Landschaft aber vor allem in der Auseinandersetzung mit Umwelt und Ökologie ist viel passiert. In wieweit kann also ein solches Buch noch etwas mit uns zu tun haben? Ich war, ehrlich gesagt, ganz skeptisch, dass ich Berührungspunkte finden würde. Meine Skepsis war allerdings von kurzer Dauer, denn sowohl die jetzige Lektüre in der sehr schönen deutschen Übertragung von Burkhard Kroeber, als auch – oder vor allem – die Bilder der Künstler, mir geholfen haben, mich zu orientieren – soweit man sich natürlich in einem Werk von Calvino überhaupt orientieren kann. Auf jeden Fall sind in fast jeder von diesen unsichtbaren Städten Konstanten und Anspielungen zu entdecken gewesen, die unmittelbar mit unserer heutigen Realität zu tun haben, aber auch mit unseren Fantasien und Sorgen, die sich unvermeidlicherweise in unseren heutigen Städten widerspiegeln.

Insofern möchte ich die Passagen aus dem Buch lesen und „hervorheben“, die zumindest für mich nicht nur von der Aktualität der Reise von Marco Polo mit ihrer Auseinandersetzung zwischen Orient und Okzident zeugen, nicht nur für die Aktualität des „Reiseberichts“ von Calvino sprechen, sondern Anlass bieten, sich Gedanken über die immanenten Bedürfnisse, Träume, Wünsche, aber auch Ängste der Menschen im Zusammenhang mit Wohnen, Leben, Reisen durch unbekannte Länder.

Für diejenigen, die das Werk von Calvino nicht kennen, möchte ich voraussetzen, dass alle Städte, die von Marco Polo auf dieser fantastischen Reise bereist wurden, tragen einen weiblichen Namen: La città, weiblich auf Italienisch; die Stadt, weiblich auch auf Deutsch = die Frau schlechthin mit ihren Widersprüchen und Geheimnissen?

Die Frau, stark und fragile wie z.B. die Stadt Ottavia, die auf Spinnennetzen gebaut ist, welche die Basis der Stadt bilden; und dementsprechend ist eben ihre Fragilität. Offenbar hat Ottavia nicht nur mich beeindruckt, sondern auch Margret Costantini, die diese Stadt auf Spinnennetzen in ihrem Bild wunderbar feinfühlig, fast immateriell wiedergegeben hat. Das Merkwürdige dabei ist auch, dass sich Ottavia nicht IN einer, sondern (Z): „AUF einer Schlucht befindet, zwischen zwei steilen Berghängen und Man geht [dort] auf kleinen hölzernen Planken, sorgfältig darauf bedacht, nicht in die Zwischenräume zu

treten, denn ihre Einwohner wissen, dass ihr Netz nicht alles aushält.“ (ZE) Ist das nicht eine eindeutige wie aktuelle Mahnung an uns alle, wir sollten vorsichtiger mit unseren Städten umgehen, wir sollten sie nicht strapazieren, wir sollten nicht alles von ihnen erwarten aber dafür nichts geben wollen, keine Opfer bringen?

Wiederum sind Städte zum Wohnen und zum Leben da und genauso übertrieben wäre die entgegen gesetzte Haltung; wenn also in einer Stadt, wie z. B. Baucis, das auf Falmingobeinen gebaut ist, die Einwohner (Z): „... soviel Respekt vor ihr haben müssen, dass sie jeden Kontakt mit ihr meiden, denn nur dünne Stelzen, die sich in großen Abständen voneinander aus dem Boden erheben, tragen diese Stadt.“ (ZE)

Unter diesen Umständen kann sich natürlich nicht das entwickeln, was das Allerwichtigste für ein Leben in der Stadt und für das Leben DER Stadt selber ist: die gegenseitige Beziehung, das Miteinander, das Füreinander, die ein Agglomerat von Bauten erst zur Stadt machen.

Aber lebt sich wirklich entspannter in Städten, die mehr aushalten und die wir dann prächtig schmücken, bombastisch dekorieren? Führt das nicht dazu, dass wir uns darin zu überheblichen Herrschern aufspielen? Dass wir diese Pracht mit der Unterdrückung anderer Menschen zahlen? Schon der Großkahn, dem Marco Polo von all diesen Städten erzählt, die er auf dem Weg nach China besichtigte, hatte erkannt, dass „chi troppo vuole, nulla stringe“ (= Wer zuviel will, bekommt nichts). Er – der Großkahn - betrachtet nämlich (Z): „Ein Reich voller Städte, die auf der Erde und auf den Menschen lasten, überfüllt mit Reichtümern und mit Verkehrsstaus, überladen mit Ornamenten und Behörden, kompliziert durch Mechanismen und Hierarchien, aufgebläht, angespannt, schwerfällig.“ (ZE)

Kann man, oder besser: muss man diese Zeilen, gerade heute, in der Zeit der noch nicht überwundenen Finanzkrise, nicht als Appell zu mehr Bescheidenheit, zu mehr Einfachheit, zu einem schlichteren Lebensstil interpretieren? Wollen wir uns nicht auf die essentielleren Elemente des Lebens zurückbesinnen? Besteht sonst nicht die Gefahr, dass wir dann bei dieser Überfülle an „Ornamenten und Mechanismen“ – und ich persönlich würde auch die Überfülle an Maschinerien hinzufügen – Zustände erreichen, die mit denen der Stadt Leonia vergleichbar sind, wo einerseits (Z): „Der Genuss neuer Dinge ständig herrscht“; auf der anderen Seite aber (Z): „Die Müllmänner werden wie Engel empfangen“, weil „Die Masse des Weggeworfenen immer größer wird, die Halden wachsen, stratifizieren sich, erstrecken sich über einen immer weiteren Raum. Das Ergebnis ist dies: Je mehr Leonia abstößt, desto mehr häuft es an. Indem die Stadt sich jeden Morgen erneuert, konserviert sie sich selbst in ihrer einzigen definitiven Form: der des Abfalls von gestern. Die Stadt erstickt

also in ihrer eigenen Vergangenheit.“ (ZE) Wenn wir also nicht fähig sind – so, meiner Meinung nach, die Allegorie im Fall von Leonia –, uns zu beschränken, laufen auch wir Gefahr, in unserer eigenen Vergangenheit zu ersticken. Vielmehr sollten wir dagegen in der Lage sein, unsere Geschichte zu verarbeiten und zu “recyclen“, sodass auch die nächsten Generationen davon profitieren können. Wie in Olinda, der Stadt, die bestimmt auch Margret Costantini besichtigt hat, die (Z): „... in konzentrischen Kreisen wächst, wo sich die alten Mauern ausdehnen unter Beibehaltung der Proportionen, um Platz für die Jüngeren zu machen.“ (ZE) Wenn wir jedoch disproportioniert handeln und uns unangemessen verhalten, landen wir früher oder später in Müll und ersticken. Und wer will schon ersticken?! Lieber ergreift man davor noch die Flucht, wie Francesco Lamazza mit den dunklen Farben seines Bildes uns zu verstehen geben will, und man sucht nach Entspannung: das Licht in seinem nächsten Werk ist zwar versunken, die Atmosphäre aber leichter, die Farben heller, das ganze Bild strahlt viel mehr Ruhe - die Stille nach dem Sturm?

Das Monitum von Calvino wiederholt sich also: Sucht nach Alternativmodellen, nach einem einfacheren Lebensstil, nach Flexibilität. Und was ist einfacher, alternativer, was schenkt uns mehr Flexibilität, als in unseren vom Autoverkehr und Ausstößen geplagten Städten Fahrrad zu fahren? Giuseppe Scigliano spricht mir aus der Seele, mit seinem Paar, das sich auf dem Aluesel sozusagen „davon macht“ und, zwischen Hochhäusern und engen Gassen, seine Unabhängigkeit genießt.

Aber kommen wir zu Calvino zurück: Ein Alternativmodell findet er in Eutropia, der Stadt, wo (Z): „Die Gesellschaftsordnung keine großen Unterschiede an Reichtum oder Autorität aufweist“, wo „...die Übergänge von einer Funktion zur anderen fast erschütterungsfrei erfolgen, wo Abwechslung durch die vielerlei Pflichten garantiert ist.“ Man ist in Eutropia sogar so flexibel, dass (Z): „An dem Tag, an dem die Einwohner sich vom Überdruß gepackt fühlen und niemand mehr seinen Beruf erträgt, oder seine Verwandten, sein Haus und seine Straße, seine Schulden, die Leute, die er grüßen muss oder ihn grüßen, da beschließt die ganze Bürgerschaft, in die Nachbarstadt umzuziehen; jeder wird dort einen anderen Beruf ergreifen, sich eine andere Frau nehmen, eine andere Landschaft sehen. So erneuert sich ihr Leben von Umzug zu Umzug.“ Soweit Calvino

Es gibt allerdings auch noch eine Steigerung, eine noch flexiblere Alternative zu Eutropia: Sophronia, die Stadt, die aus zwei Halbstädten besteht, wo eine der beiden Halbstädte stabil ist, die andere provisorisch. In der einen (Z): „... gibt es die große Achterbahn, das Karussell, das Riesenrad, die Todesbahn. Die andere Halbstadt ist aus Backstein und Marmor und Beton, mit der Bank, den Fabriken, den Kasernen, der Schule und dem ganzen Rest.“ Aber, aber: „Es kommt jedes Jahr der Tag, an dem Hilfsarbeiter [der stabilen Stadt] die

Marmorverkleidungen abnehmen, die Backsteinmauern und Betonpfeiler umlegen, das Ministerium, das Denkmal, die Ö raffinerie, das Krankenhaus abbauen und auf Anhänger verladen. Zurück bleibt das halbe Sophronia und zwar die der Schießbuden, des Karussells und der Achterbahngondel.“ (ZE)

Man kann sich also marmorne Paläste bauen, einem so genannten „ehrenwerten“ Beruf nachgehen, sich für oder gegen alles versichern - das eigentliche, ja das „stabilere Leben“ ist aber, im Grunde genommen, das auf dem Luna Park, denn alles andere wird immer wieder abgebaut und wegtransportiert. Was dagegen wirklich bleibt oder – so lese ich zumindest das - uns wichtiger sein sollte ist der Spaß am Leben, die Lust zu spielen, das Fahren mir einer Achterbahn (oder mit dem Fahrrad) immer wieder riskieren; kurz: wir sollten uns das Kind in uns bewahren.

Aber apropos Kinder: Wie sicher, wie lebbar sind unsere Städte für Kinder? Was will uns Assunta Verrone mit ihren „Unsichtbaren Torwärttern der Städte“ sagen? Dass sich ohne „Portieri“ (im Italienischen hat das Wort „Portiere“ zwei Bedeutungen: Torwart und Hausmeister – beide haben aber die gleiche Funktion: sie müssen für die Sicherheit sorgen) wir nicht mehr auskämen? Ist es schon soweit, dass Kinder nicht nur einen Schutzengel brauchen, sondern auch einen menschlichen „Aufpasser“? Wo blieben dann die für Kinder typische Spontaneität, Unbekümmertheit, Fröhlichkeit, die sogar in einer schwierigen Stadt wie Raissa, wenigstens die Kleinen ausstrahlen? (Z): „Glücklich ist das Leben in Raissa nicht Im Sommer hallt es aus den Fenstern von Streitereien und zerbrochenen Geschirr. Und doch gibt es in dieser traurigen Stadt, alle Augenblicke ein Kind, das aus einem Fenster einem Hund zulacht, denn durch Raissa zieht sich ein unsichtbarer Faden, der für einen Augenblick ein junges Lebewesen mit einem anderen verbindet, ... sodass die unglückliche Stadt in jeder Sekunde eine glückliche Stadt in sich birgt.“ (ZE)

Wie viel Glück sich in einer unglücklichen Stadt verbirgt und wie viel Schönes einem im Unbekannten erwartet erfährt auch ein Kameltreiber in Dorothea, der Stadt, wo (Z): „die Frauen einem direkt in die Augen sehen.“ In dieser Stadt muss Emilio Dettori gewesen sein, denn sonst hätte er uns nicht diesen wunderschönen, penetranten Blick der jungen Frau geschenkt, die auch den Kameltreiber verzaubert haben muss, denn er stellt fest (Z): „An jenem Morgen spürte ich, dass es im Leben nichts Schönes gab, was ich mir nicht erwarten durfte. In späteren Jahren haben meine Augen dann wieder die Weiten der Wüste und die Pisten der Karawanen betrachtet, aber nun weiß ich, dass dies nur einer der vielen Wege ist, die sich mir an jenem Morgen in Dorothea auftaten.“ (ZE) Das war also EINER der vielen Wege. Ein anderer führte bestimmt wieder Dettori auch nach Zobeide, der Stadt, die gegründet wurde, nachdem (Z): „Männer aus verschiedenen Nationen denselben Traum hatten: Sie sahen eine Frau bei Nacht durch eine unbekannte Stadt laufen, mit wehenden langen

Haaren. Und da, wo sie meinten, die Frau gesehen zu haben, errichteten sie hohe Mauern, damit sie ihnen nicht mehr entwischen konnte.“ (ZE) Vielleicht hat auch Giuseppe Scigliano diesen Traum gehabt und seine hübsche Frau (den versteckten Engel) durch die Dunkelheit und die hohen Türme dieser „severa città“ umzingelt und mit Erfolg festgehalten.

Aber selbst wenn man immer am gleichen Ort bliebe, ist es an uns, alle Facetten einer Stadt zu entdecken, weil nicht nur in Esmeralda den Einwohnern die Langeweile erspart bleibt, denn (Z) „... Das Netz der Wegstrecken ist nicht nur auf einer Ebene angelegt, sondern einem Auf und Ab von Treppchen, Galerien, gewölbten Brücken und hängenden Straßen folgt. Durch Kombination von Abschnitten der diversen Routen bereitet sich jeder Einwohner jeden Tag das Vergnügen eines neuen Weges zu denselben Orten. Selbst das gleichmäßigste und ruhigste Leben in Esmeralda verläuft ohne Wiederholungen.“ (ZE) Und ich füge hinzu: Es ist uns überlassen, all die Ebenen unserer Städte (neu) zu entdecken und Gefallen daran zu finden.

Ich könnte natürlich ewig weiter lesen, zitieren und deuten, denn aus jedem dieser Orte ließen sich Parallele mit unseren Städten ziehen, aus jedem sei auch noch so kleinen und abgelegenen Dorf könnten wir etwas lernen und uns ein Andenken (im übertragenen Sinne) mitnehmen. Ma ci fermiamo qui und ich möchte zum Schluss nur kurz auf das Thema zurückkommen, mit dem ich im Grunde angefangen hatte: die Umsicht und uns dazu ermutigen, mehr davon Gebrauch zu machen, indem wir uns ein Beispiel an den Einwohnern von Andria nehmen, denn (Z): „Sie sind überzeugt, dass jede Neuerung in der Stadt die Ordnung des Himmels beeinflusst und deshalb kalkulieren sie vor jeder Entscheidung die Risiken und die Vorteile für sich und für die Gesamtheit der Stadt und aller Welt.“ (ZE)

Wenn wir also Risiken und Nebenwirkungen genauer abwägen, wird in Hannover nicht das passieren, was mit den Ziegen der Stadt Cäcilia geschah: nämlich, dass sie auf den Verkehrsinseln weiden mussten